

# Das Zeitwort

Blätter für Deutschland und Judentum. Organ des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens e.V.

Einzelnummer 10 Wienig. Vierteljahrsabonnement 1,20 RM. (zusügl. Bestellgeld).

Verlag u. Schriftleitung: Berlin SW 68, Lindenstr. 13. .. Fernsprecher: Amt Dönhoff 3594, 3595. .. Postcheckkonto: Berlin 304 72. .. Bankkonto: Dresdner Bank, Wechsel-  
Kasse G, Berlin SW 63, Lindenstr. 7, und von Goldschmidt-Rothschild & Co., Berlin W 8.  
Kleinige Anzeigenannahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin SW 19, und deren Filialen. Anzeigenpreise: 0,90 RM für die 7gespaltene Zeile nach Rudolf Mosse's  
Normalzeilenmaß Nr. 4, Familienanzeigen und Stellenangebote (nicht Stellenangebote) für Mitglieder d. Centralvereins 0,45 RM, die 90 mm breite Reklamazeile 4,80 RM.

## Das Recht, sich als Deutsche zu fühlen.

Von Hermann Bahr (München).

**Vorwort der Schriftleitung.** Wir veröffentlichen mit besonderer Freude die so lebensfrisch geschriebenen Gedanken und Erinnerungen einer Persönlichkeit vom Range Hermann Bahrs über Juden und Judentum. Es ist für unseren Leserkreis überaus wertvoll, zu erfahren, wie sich einem Beobachter wie Hermann Bahr die jüdischen Fragen, insbesondere die innerjüdischen Gegensätze, darstellen. Die Schlussfolgerungen Hermann Bahrs veranlassen uns zu der selbstverständlichen Feststellung: Unsere Zugehörigkeit zum deutschen Volke ist für uns nicht eine Frage des Werdens, sondern des Seins. — Es wäre dringend erwünscht, daß die deutliche und bitterernste Anklage Hermann Bahrs gegen die Jahre hindurch so häufig propagierte „Zweivaterländer-Theorie“ in jenen Kreisen Beachtung fände, die allzuoft die von uns längst erkannten, unvermeidlichen Wirkungen einer solchen Selbstentwurzlung im deutschen Volkstum verständnislos ablehnten.

In meiner Vaterstadt, dem freundlichen Linz an der Donau, gab es, als ich ein Kind war, einen einzigen Juden. Er hatte die Brückenmaut in Pacht und überdies noch einen roten Bart, und wen es verdroß, beim Passieren über den Strom in die Tasche nach dem schuldigen Obolus greifen zu müssen, der rächte sich, über den roten Judas murrend. Doch mein Vater verwies mir das, er war ein eifriger Liberaler, und zu den Grundjahren des österreichischen Ultraliberalismus gehörte die Duldsamkeit gegen alle Bekenntnisse, die sich bisweilen fast zu einer gewissen Vorliebe für die Juden steigerte, zumal in Orten, wo es keine gab. Dieser österreichische Liberalismus meinte sich überdies vor allem zum Kampfe gegen die „Klerikalen“ berufen, und die paar Juden in den Landstädten schienen ihm willkommenere Bundesgenossen, sie galten als Muster freier Gesinnung und nachahmenswerter Betriebsamkeit. Auf dem Linzer Gymnasium hatten wir in meiner Klasse einen einzigen jüdischen Kameraden, er fiel nicht auf, er war uns gleichgültig. Im Obergymnasium zu Salzburg hatten wir keinen jüdischen Mitschüler, aber dafür einen getauften Juden zum Direktor, einen milden, gütigen, wenn auch etwas überängstlichen Herrn. Von allem Antisemitismus unberührt, ja, nicht einmal ahnend, daß es derlei gab, kam ich an die Wiener Universität und trat, von Jugend auf sehr deutsch gesinnt und nun noch von der nationalen Erregung aller österreichischen Deutschen, die sich eben damals von den Slaven bedroht zu fühlen begannen, erfaßt, einer Burschenschaft bei, die sich bald darauf, dem Beispiele der anderen folgend, für antisemitisch erklärte. Wir jungen Fische wurden gar nicht erst befragt, wir saßen noch nicht im Konvent, wir hatten nicht mitzustimmen, wir hätten übrigens natürlich zugestimmt, denn es gehörte damals eben dazu. Das erste Opfer war Theodor Herzl, der, bisher wohlgeglitten, ja schon durch seine hohe Gestalt, seinen Geist und die Kühnheit seines gern etwas diktatorischen Wesens hervorragend, nun eines Tages lakonisch verständigt wurde, sich als

entlassen zu betrachten. Dieser Beschluß des Konvents war auf Antrag eines Juden erfolgt, eines hinreichend begabten, aber fast dämonisch von einem wilden Drange, stets in allen Dingen unaufhaltsam bis zum Äußersten zu gehen und unerbittlich alle Folgen bis ans Ende zu ziehen, gedrängten, von allen Kameraden mit solcher Ehrfurcht bewunderten, so herzlich geliebten Jünglings, daß sie seiner Forderung, sich antisemitisch zu erklären, nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt zustimmten, ihn selbst von den Wirkungen auszuschließen, denn er habe Proben genug abgelegt, kein Jude zu sein; er gab nach, aus Liebe zur Burschenschaft, und erschob sich bald darauf, daß schien ihm offenbar die einzige Lösung seiner inneren Bedrängnis.

Indessen war ich um einer auf dem Trauerkommers der Wiener Studentenschaft zum Andenken Richard Wagners gehaltenen, angeblich unpatriotischen Rede von der Wiener Universität relegiert worden und ging zur Fortsetzung meiner Studien nach Czernowitz. Es gehörte damals dort zu den Bräuchen der nicht eben zahlreichen deutschen Studenten, beim Heimweg von der Kneipe Juden anzurempeln. An dieser Sitte nahm auch ich zuweilen teil, und von einem meiner Opfer wurde mir einst mit dem Wunderrabbi von Sadagora gedroht. Ich wußte gar nicht, wer das war, ich hatte nie von ihm gehört. Was man mir nun über ihn erzählte, reizte mich, und als wir wieder einmal beim Fröhschoppen saßen und irgendwie das Gespräch auf ihn kam, fiel mir ein, einmal mit eigenen Augen zu sehen, was für Wunder denn so ein Wunderrabbi eigentlich kann. Und schon war ein Wagen besorgt, den wir reichlich mit Weinflaschen versahen, und lachend, zechend, mit Peitschen knallend, jagten wir durch den klaren Wintertag dahin. Es dämmerte schon, als wir beim Wunderrabbi vorfahren und, ein durch unser Geheul aufgeschrecktes, blaßes Jüngl wegschiebend, in die dunkle Stube drangen. Ein alter Mann erhob sich, höflich fragend, was die Herren Studenten wünschten. „Den Wunderrabbi sehen!“, gab ich zur Antwort. Er erwiderte, sich leise mit offenen Armen neigend: „Bitte!“ Und es begann ein tiefes Schweigen. Mir war, als stände das Alte Testament in Person vor mir. Er schwieg. Auch meine Gefährten schwiegen. Und es verdroß mich, daß auch ich schwieg. Der Rebel unserer Trunkenheit war auf einmal weg. Ich dankte höflich, wir legten eine Gabe hin, er neigte das Haupt, und am liebsten hätte ich ihm die Hand geküßt. Es verdroß mich sehr, und auf der Heimfahrt tobten wir wie die wilde Jagd dahin. Ich war ins Herz getroffen, der Rabbi hatte meinen Lebensnerv

**Aus dem Inhalt:** Regierungsbaurat Blum (Weidelsberg), Studienrat Dr. Rudolf Zwetz (Neufölln), Lotte Levy (Wien), Alfred Behrens (Hamburg): Sind wir auf dem richtigen Wege? — Adam Röder (Karlsruhe): Vom „schonddrigen Berliner“. — Max Warburg über Paul Nathan. — Pastor D. Windfuhr (Hamburg): Zum Tode von Professor Hugo Greßmann.

berührt: mein Gefühl für große Form. Seitdem gelang es mir, wie oft ich es auch noch versuchte, nie wieder, ein richtiger Antisemit zu sein; Erinnerung an den Wunderrabbi kommt mir immer dazwischen.

Ich ging dann nach Berlin, um Nationalökonomie bei Adolf Wagner und Gustav Schmoller zu hören. Es war ein großer Augenblick: Bismarck war eben daran, die kaiserliche Botenschaft von 1881 auszudeuten und auszu dehnen durch die Forderung einiger Tropfen sozialen Dels, wovon er sich einen leichteren Gang der Staatsmaschine versprach. Er mahnte den Bürger an die Drohung Friedrichs des Großen: „Je serai le roi des gueux.“ Das war das Stichwort für die neue Jugend, die, dem Bürgertum entstammend, bürgerlicher Gesinnung nun immer mehr entwuchs. Sie sammelte sich im Verein deutscher Studenten, und ein junger Referendar, der Leiter ihrer Zeitschrift „Knyffhäuser“, gab der neuen Gesinnung den Namen „Nationalsozial“. Der Referendar hieß Wolfgang Heine, wir lernten einander bald kennen und wurden Freunde fürs ganze Leben. Jener Verein deutscher Studenten hatte zunächst einen antisemitischen Beisatz, wir versäumten selten eine Rede Stöckers, zu dem sich ja auch mein verehrter Lehrer Adolf Wagner eine Zeitlang hielt, aber als dann Nationalsozial in Auflösung geriet, indem es sich immer mehr vom Sozialen schied und dafür das Nationale, vom Sozialen losgelöst, ins Nationalistische steigerte, schlugen wir uns zur Gegenseite, wir bewahrten nicht bloß unseren Sozialismus, wir wurden, wie Jugend immer gern nach extremen Entscheidungen drängt, Sozialdemokraten. So waren wir genötigt, auch auf den Rest antisemitischer Stimmungen im Gemüt zu verzichten, wir schworen ja fortan auf Karl Marx.

Ich mußte dann von Berlin fort, um daheim mein Freiwilligenjahr abzudienen, ging nach diesem zunächst auf ein Jahr nach Paris, dann nach Spanien und Marokko, bis mich Arno Holz in die Redaktion der von ihm mit Brahm und S. Fischer begründeten „Freien Bühne für modernes Leben“, die jetzt die „Neue Rundschau“ heißt, berief. Am 1. Mai 1890 traf ich wieder in Berlin ein, anderthalb Monate, nachdem der neue Herr den lästigen Bismarck in den Sackwald heimgeschickt hatte. Ich erkannte mein Berlin nicht wieder. Es war nicht mehr das alte. Nicht, daß es sich verändert hatte, wunderte mich, sondern daß es von seinem angestammten Wesen nichts mehr wissen, allen Sinn der Ueberlieferung nun durchaus verleugnen zu wollen schien. Mit der Zeit fand ich freilich mein geliebtes altes Berlin schon wieder, aber gerade dort, wo es zu suchen mir am wenigsten eingefallen wäre: bei Juden; besonders aber bei Jüdinnen. Ich wurde gewahr, daß Juden, richtige Juden, ihrer Ueberlieferung getreue Juden ein durchaus konservatives Element sind; gewohnt, die Bräuche der Väter treu zu hüten, immer auf der Hut vor Veränderungen, von denen sie nie wissen können, ob es nicht Bedrohungen sind, halten sie gern am gesicherten Alten beharrlich fest. Ich fand das von Fontane bestätigt, einem unverdächtigen Zeugen, der, wenn er auch fand, „daß eine rein nationale Entwicklung, wie sie sich in manchen Teilen Skandinaviens findet, das Schöner wäre“, sich dennoch der „Tatsache“ nicht verschloß, „daß uns alle Freiheit und feinere Kultur hier in Berlin vorwiegend durch die reiche Judentum vermittelt wird“, ja, daß „das gesellschaftlich höher potenzierte Berliner Leben immer nur ein Judentum, will sagen Jüdinnenleben gewesen ist“. Ja, Fontane ging so weit, an den Juden einen „eigentümlichen Idealzug“ zu finden! Der Kreis vornehmer Jüdinnen, in dem ich damals verkehrte, hat mir das bestätigt. Und wie denn überhaupt in mir die Begabung mit zu lieben beträchtlich stärker ist als die Begabung mit zu hassen, blieb ich seitdem von allen antisemitischen Anwandlungen geheilt. Ich kam ja bald darauf nach Wien zurück und lernte Schnitzler und Beerhoffmann, diese hohen Beispiele reiner Menschlichkeit, kennen, achten und lieben.

In den neunziger Jahren sprach Theodor Herzl, aus Paris heimgekehrt, auf dem Heimweg von seiner Redaktion gern bei mir in der Günthergasse vor, und wir gingen dann oft noch eine Stunde lang im Maienabendsonnenschein um die leuchtende Botivkirche herum, das unerschöpfliche Thema des Zionismus unermüdlich behandelnd. Ich fand ja den Zionismus zur Stärkung des jüdischen Selbstbewusstseins ganz probat, ohne mir aber recht vorstellen zu können, daß es den Juden mit der Auswanderung jemals ernst werden könnte, worauf er mir immer von neuem wieder beteuerte, daß zum Wesen, ja schon zum bloßen Begriffe der Nation ein Vaterland gehört. Ich er-

widerte dann stets von neuem: Sie sind doch nicht bloß Jude, Sie dichten deutsch und beweisen sich dadurch als Deutscher. Oder war die Rachel Levin, die Freundin Alexanders von der Marwitz, der Karoline Humboldt und des Fürsten von Ligne, keine Deutsche? Worauf er stets prompt erwiderte: Sie mag sich als Deutsche gefühlt haben, und von ihren Freunden mag dieses Gefühl auch anerkannt worden sein, aber damit ist noch nichts entschieden, denn wenn ihr irgend jemand das Recht bestritt, sich eine Deutsche zu nennen, hätte sie verstummen müssen. Wer aber erst schon um Erlaubnis bitten muß, von den Deutschen aus Gnade zugelassen zu werden, stets gewärtig, daß ihm das Recht dazu bestritten werden kann, ist kein Deutscher! Und kann denn überhaupt irgendein Mensch zwei Vaterländer haben? Der embarras de richesse ist zu groß! Wer wählen kann und sich erst für das eine der beiden entscheiden soll, wird uns immer suspekt sein, keinem anzugehören! Und mein Einwand, er selber sei doch ein lebendiger Beweis dafür, ließ ihn so heftig ergrimmen, daß ich zuletzt beschwichtigend immer wieder vorschlug, die Entscheidung jedem einzelnen anheimzustellen: der eine hat inneren Raum genug, um darin zwei Vaterländer unterzubringen, der andere kann in seiner Enge bloß eins behaupten, er muß also wählen, welches ihm unentbehrlich ist. Herzl versicherte dann stets, er sei kein Kautschukmann, und so gingen wir lachend in der Abendsonne heim. Ich bin heute noch nicht klüger daraus geworden. Ich kenne Zionisten, deren Leidenschaft, Kühnheit und Opferfreudigkeit mir Bewunderung abzwängt, wie Oskar Marmorek einst, wie Felix Salten jetzt, und ich kenne so treu deutsch gesinnte und diese Gesinnung mit solcher Opferfreudigkeit bewährende Juden, daß jeder Zweifel an ihrer Echtheit verstummen muß. Die Blutfrage bleibt noch offen. Wird das Denken und Handeln, ja das ganze Dasein eines Menschen durch das Blut bestimmt, wird es durch das Blut entscheidend bestimmt oder können wir die Herrschaft des Blutes über unser Wesen durch unseren Geist, durch unseren Willen schwächen, bändigen oder gar überwältigen? Wer an die Freiheit unseres Willens, wer an eine Kraft, den Stimmen unseres Blutes gebieten und sie den Forderungen der Vernunft und des Gewissens gehorchen lehren zu können, glaubt, der wird auch den Juden das Recht, Deutsche zu werden und sich durch ihr Sein und Tun als Deutsche zu bekennen, nicht absprechen können. Aber solange die Judentum Deutschland sich selbst nicht einigen kann, ob sie sich in Deutschland daheim oder bloß zu Gäste fühlt, darf sie sich nicht wundern, wenn es nicht bloß Feinden, sondern auch sie schätzenden, ja vieles an ihnen bewundernden Deutschen schwer wird, sich vorzustellen, daß jemand zwei Vaterländer haben soll: wir sind diesen Plural nicht gewohnt.

## Soll diese Schmach weitergehen?

Friedhofschändungen in Moers, Krefeld und Richelsdorf.

In Moers wurden in der Nacht vom 15. zum 16. April d. J. auf dem jüdischen Friedhof 28 Grabsteine umgeworfen. Die jüdische Gemeinde hat 1000 Mark Belohnung für die Ergreifung der Täter ausgesetzt. Die Polizei hat sich der Angelegenheit mit aller Energie angenommen. Gleichzeitig wird gemeldet, daß auch auf dem alten jüdischen Friedhof in Krefeld mehrere Grabsteine beschädigt worden sind. Nachdem erst kürzlich in Kerpen und Newiges das gleiche Verbrechen verübt wurde, hat das Rheinland, gegenwärtig der Mittelpunkt der nationalsozialistischen Agitation, den traurigen Ruhm, innerhalb kurzer Frist vier Friedhofschändungen aufzuweisen zu können.

In Richelsdorf (Regierungsbezirk Aachen), ist, nachdem erst kürzlich einzelne Grabsteine umgeworfen worden sind, die die Grabstellen umgebende Tannenhecke böswillig in Brand gesetzt und zum größten Teil zerstört worden. Die Täter sind bisher nicht ermittelt worden.

Es vergeht kaum eine Woche, daß wir nicht neue Entweihungen der Ruhestätte der Toten zu melden haben. Wir bedauern, daß außer den Ortszeitungen die große deutsche Presse von diesen, das deutsche Ansehen tief beschämenden Vorgängen nicht eingehender Kenntnis nimmt und das öffentliche Gewissen wachruft. Umfassende, besondere Schritte sind von uns bei dieser Sachlage vorgenommen worden.